

Die Zelle des Weh

Nr. 2

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

Ein Sturmvogel.

Roman von Bernd Eie.

(Fortsetzung)

Die Schären und Inseln liegen im Sommer friedlich da und spiegeln sich mit ihren grauen Steinen und feuchten grünen Moosabhängen im Wasser. Wie geschäftige Boten schießen die Möwen darüber hin und her und in der blau-grünen Tiefe dehnen sich jeltfame Snallen mit langen Strahlen schwänzen. Weiße Segelboote kommen und gehen, darin sitzen Frauen mit weißen hestten Mädelern und roten Sonnenschirmen, während Mund- und Ziehharmonikas klagende Weisen oder auch heitere Walzermelodien über die See hin erklingen lassen. Am Strande sitzen die alten Schiffer und atmen den Teergeruch und den Dunst des Seegrases ein. Die Mädchen sind in der Küche, bereiten das Mittagessen bei weit offenen Türen und singen dabei jehnjachtvolle Lieder von ihrem Fremde, der da draußen auf dem weiten Meer ist. Aber wo die verheirateten Frauen wohnen, sind oft die Türen verschlossen und die Rollgardinen herabgelassen, wenn die eine oder andere Nachricht bekommen hat, daß sie mit dem Dampfer nach England oder Hamburg hinüberfahren soll, um ihren Mann zu treffen, der dort eine Zeitlang im Hafen liegt ein kurzes Wiedersehen zwischen jahrelangen

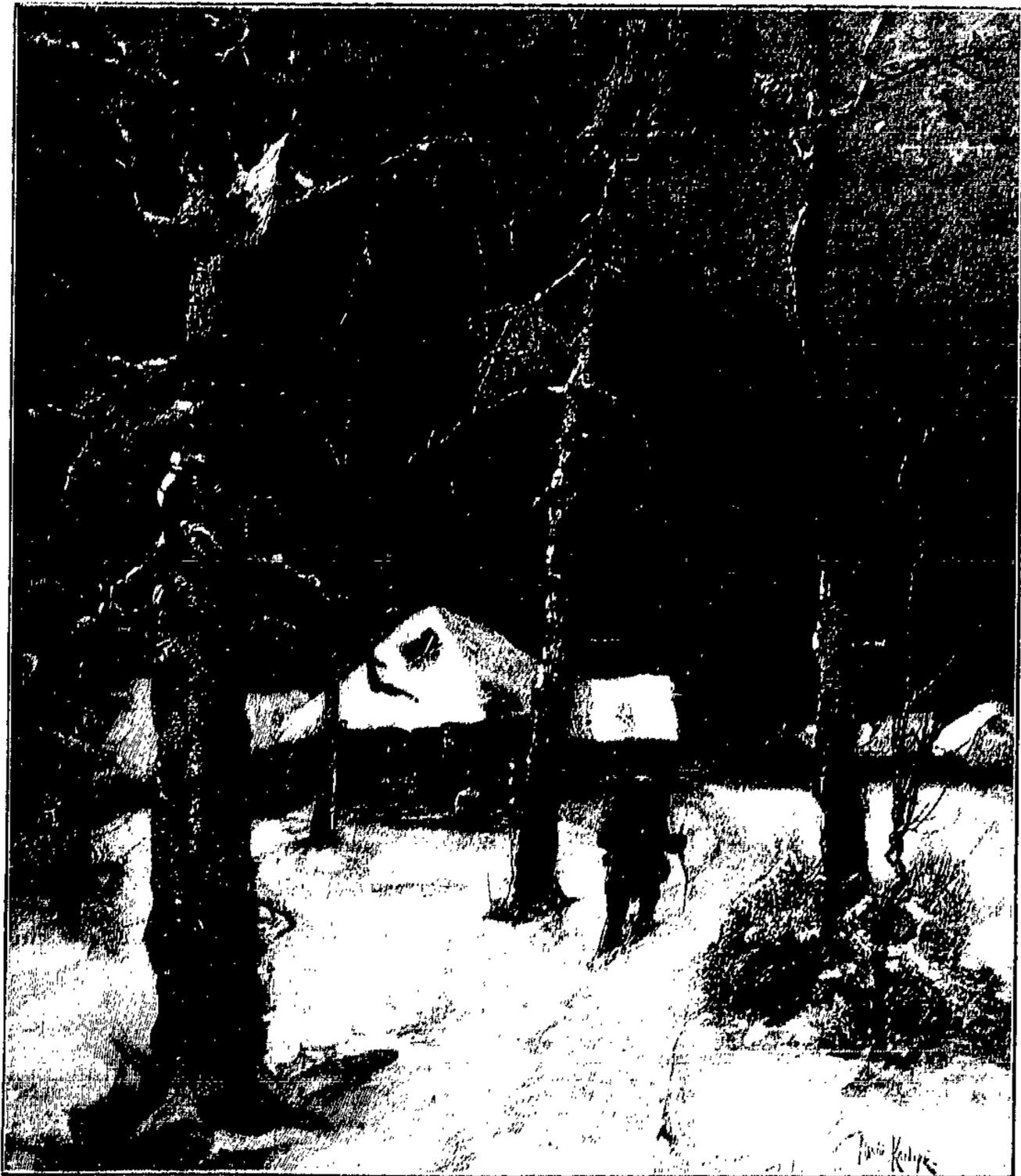
Jahren. Es ist alles so still an solchen Tagen, kein Schiff im Hafen, nah und fern nur heimliche wohlbelannte Laute. Alles atmet Frieden und Ruhe. Und die grauen Berge mit ihrem

Moos und Seidefrant ragen in den schimmernden blauen Himmel hinein, hoch über dem Hafen und all den Säutern mit ihren alten Wetterfahnen, die in dem jeten sommerlichen

Linwind ganzvergehen haben, sich zu drehen und in den rostigen Ringeln zu freudigen. Am Landspfeiler stand, der sich lang und schmal bis an die äußersten Säuter hinzieht, gingen eine Lame und ein Svrr langsam auf und nieder. Sie waren seit gleichzeitig im Wagen über die Höhe gekommen, aber viel zu früh, denn beide hatten vergessen, drinnen in der Stadt nachzufragen, wann das Schiff ankäme und es hatte sich um wenigstens eine Stunde verspätet. Sie waren alle zwei gekommen, um Stalper Winge zu begrüßen, der von Striktansland aus telegraphiert hatte beide, seine Mutter und sein bester Jugendfreund, Andreas Meerdrum.

„Also er hat Ihnen auch telegraphiert?“

„Aber nein keine Spur.“ „Wie konnten Sie es denn wissen?“ „Dah er heute kommen sollte? Nun, das war wirklich einfach genug. Ich habe seine ganze Reiseroute verfolgt und dann war doch auch ein Telegramm in der Zeitung, das die Ankunft des Ebingvollaeschiffes in Striktansland meldete „Alles wohl an Bord“



Jul. v. Klever: Im Winter.

wissen Sie noch?" — „Das ist wirklich lieb von Ihnen, Andreas, daß Sie gekommen sind — noch dazu bei dem weiten Weg.“

„Aber ich bitte Sie. Mir scheint, ich konnte doch nicht anders, ich mußte Kasper bei seiner Heimkehr begrüßen. Ich hatte sogar beinahe Angst, Frau Bugge, daß ich Sie stören würde — Sie und ihn gerade in dem Augenblick, wo . . .“

„Nein, so was müssen Sie gar nicht sagen.“

Er hätte es auch gewiß nicht gesagt, wenn es ihm nicht so vorgekommen wäre, als ob Frau Bugge ihn etwas kühl behandelte, als sie sich vorhin trafen. Und dann machte es einen so fremden Eindruck auf ihn, daß sie ihn „Sie“ nannte. Die seltenen Male, wo sie während dieser fünf Jahre zusammengetroffen waren — das letzte war noch kaum ein halbes Jahr her — hatte sie immer zu ihm gesagt, wie in alten Zeiten.

Und als sie jetzt antwortete: „So etwas müssen Sie wirklich nicht sagen,“ da klang es so kurz und ernst, beinahe strenge.

Nach einer kurzen Pause sagte er:

„Nicht wahr, es wird schön sein, ihn wiederzusehen, Frau Bugge?“

„Ja, das ist wirklich wahr. Fünf Jahre sind eine lange Zeit.“

„Auch für Kasper — bei dem bewegten Leben, was er geführt hat.“

„Für alle, die noch jung sind.“

„Ich muß immer wieder an den Tag denken, wo er damals abreiste, wissen Sie noch, ich war bis Mittag bei Ihnen. — Was mich anbetrifft, so kommt es mir wirklich vor, als ob alles noch gerade so wäre wie damals.“

„Aber Sie sind doch inzwischen Kandidat geworden und dann Pastor und im Ausland waren Sie auch —“

Er blieb einen Augenblick stehen und sah zu den Bergen empor. Sein Gesicht unter dem breitkrämpigen Priesterhut war lang und schmal und der Teint hatte etwas Ungesundes. Die kleinen runden Augen waren von unbestimmter Farbe, sie lagen tief in den Höhlen und etwas zu dicht an der schmalen Nase.

„Es mag ja sonderbar klingen, aber für mich ist es so gewesen, als ob mein Leben trotz alledem stillgestanden hätte, seit dem Tage, wo Kasper fortreiste. Ohne ihn bin ich — ich hätte fast gesagt, zu nichts auf der Welt zu gebrauchen.“

Frau Bugge lächelte zweifelnd.

„Ja — und doch ist es so. Er war ja so stark, so reich, so unermesslich reich. Das hatte mich verwöhnt.“

Andreas hielt einen Augenblick inne und fuhr dann fort:

„Ich irene mich jetzt auf ihn, als ob es das Leben selbst wäre, das mit ihm wiederkommt. Gott ja, wie habe ich mich nach Kasper gesehnt.“

„Ja, Andreas — das haben Sie mir ja immer gesagt und es hat mir oft so wohl getan, daran zu denken.“

Er senkte den Kopf ein wenig und sprach mit gedämpfter Stimme weiter:

„Ich hätte eigentlich kaum gewagt zu glauben, daß Sie überhaupt noch an mich dächten, Frau Bugge, wir sind so selten zusammengekommen in all der Zeit.“

Mit hastigen, nervösen Schritten ging sie neben ihm her.

„Ich habe wirklich beinahe geglaubt, daß es Ihnen nicht lieb war — wenn ich Sie auffuchte, während Kasper fort war,“ sagte er leise.

„Ich habe all diese Jahre so still gelebt.“

„Ja, das ist wahr, Frau Bugge.“

Einen Augenblick später wandte er sich plötzlich in munterem Tone an sie:

„Aber nun wird es ganz anders für uns alle, Frau Bugge. Mit Kasper kommt auch der Sonnenchein wieder zu uns.“

Frau Bugge ging nicht auf seine bewegten Worte ein, ohne ein Wort zu sagen, ging sie weiter.

Dann blieb sie plötzlich stehen und faßte krampfhaft seinen Arm.

„Was ist denn, Frau Bugge?“

„Ach nein, es waren nur die Knaben dort hinten — mir war, als ob ich das Dampfschiff gehört hätte.“

„Ja, die Jungen spielen Dampfschiff,“ sagte er. — „Wir werden schon noch ein bißchen warten müssen.“

Sie gingen wieder auf und ab. Dann sagte er mit ehrerbietigem Lächeln:

„Sie sind nervös!“

Frau Bugge blickte zu ihm empor. Er war groß und sie sehr klein, ein flüchtiges Lächeln flog über ihre strengen Züge und sie wurde rot.

Es lag etwas Mädchenhaftes in ihrem Lächeln, etwas halb Verschämtes, halb Bittendes und dabei so viel Wärme, daß all die Beklommenheit, ja, fast Bitterkeit, die er ihr gegenüber empfunden hatte, mit einemmal verschwunden war.

„Ja, das bin ich wirklich,“ sagte sie dann.

Er lächelte und blieb am Brückengeländer stehen.

„Wie gut haben Kasper und ich uns manchmal hier unten am Hafen amüsiert. Ja, ja, — besonders an Herbsttagen, wenn der ganze Hafen voll fremder Schiffe lag, die unterwegs Havarie gelitten hatten. Gott weiß, ob das ganze Leben und Treiben hier noch ebenso ist wie damals. Ich glaube kaum. Wir sprangen in all dem buntenbewegten Räderleben herum wie in einer Märchenwelt — es war wirklich manchmal wild und phantastisch genug mit all den Kaufereien und dem Spektakel — einmal dort unten an der Landspitze mit Pechfackeln und blanken Messern. Es waren ein paar Portugiesen dabei, irgend ein schwedischer Raufbold und einige von unseren einheimischen Helden. Gott, was für Angst haben wir nachträglich ausgestanden, als wir hörten, daß es eine große Geschichte geworden war mit Polizei, Gardesvogt und einem ordentlichen Verhör. Wir gingen ein paar Tage ganz eingeschüchtert herum und glaubten, daß man uns als Zeugen vernehmen würde. Ich weiß nicht, wer uns diesen Unsinn eingeredet hatte. Erstmal wäre das ja schon an sich schrecklich gewesen und dann hätten ja auch Sie und meine Eltern erfahren, daß wir mit dabei gewesen waren, und wir hatten zu Hause gesagt, daß wir nur unsere Lektionen zusammen lernten.“

In Frau Bugges Züge kam plötzlich etwas Starres. Sie kniff die Augen zusammen und horchte gespannt. Andreas Reerdrum fuhr fort, während er sich immer mehr in seiner Erinnerungen vertiefte.

„Und dann in der Kajüte mit den Steuermännern und Matrosen. Was wir da alles für seltsame Sachen zu sehen und zu hören bekamen. Wenn ich jetzt so daran zurückdenke, so scheint mir, wir haben manches Gute davon gehabt — und manches war auch nicht gut für uns. Alle möglichen Dinge natürlich — aber das ging zum Glück ganz an uns vorbei. Zum größten Teil verstanden wir es ja nicht einmal. Und dann habe ich auch immer gefunden, daß diese Art von Leuten Kindern gegenüber eine gewisse Ritterlichkeit an den Tag legt. Ich kann mich noch ganz deutlich erinnern, daß sie allerhand verblühte Worte und Anspielungen gebrauchten, über die sie untereinander unbändig lachten, aber nicht glaubten, daß wir etwas davon verständen. In der Beziehung waren sie dumm genug. Und wir — ja, Kinder sind oft schlauer wie man denkt — wir taten so, als ob wir es nicht verständen, und waren selbst froh, daß wir das konnten. Selbst wenn wir dann wieder allein unter uns waren. Wir schüttelten es einfach von uns ab. Es war ja auch genug anderes da. — Bilder von fremden Städten, Schiffe auf

hoher See, Mädchen und Frauen von ausländischem Aussehen — und dann traktierten sie uns mit Kokosnüssen, Bananen und seltsamer eingemachten Früchten. Bragntwein und derartige starke Sachen gaben sie uns nie. Nur ein einziges Mal war da ein Spanier, der uns Wein und eine Savanna gab. Die rauchten wir dann nachher auf dem Vergrüden oben hinter der Stadt. Und da wurde uns so schlecht, daß wir dachten, es wäre aus mit uns. Schließlich lagen wir beide hinter einem großen Stein und hielten uns fest umschlungen, um wenigstens zusammen zu sterben. Ach du lieber Gott, ja! Und dann waren da Papageien aus Brasilien und eine Affe aus Borneo und einmal zogen sie uns ein paar echte Indianermokkassins an. Noch lange nachher sparten wir all unser Geld zusammen, um sie uns zu kaufen. Denken Sie sich nur, bei den Indianerspielen nächstes Frühjahr im Stadtwald in echten Mokkaßins auftreten zu können.

Aber ehe wir eine Summe beisammen hatten, die wir anständigerweise dafür hätten bieten können, war das Schiff schon wieder in die See gegangen.

Ja, wie wir uns da miteinander amüsiert haben! Natürlich war Kasper immer der Anführer bei all unseren Streichen. Und alle hatten ihn gern; sehen Sie, er hatte ein so merkwürdiges Talent mit den Leuten umzugehen und wußte so gut Bescheid in allem, was mit Schiffen zusammenhing. Wie er sich für alles interessierte und nach allem fragte. Ich konnte mich nie entschließen auch einmal zu fragen, um meine bodenlose Unwissenheit nicht zu verurteilen. Ich konnte mich auch nie recht darin orientieren und deshalb bewunderte ich Kasper so. Es war mir förmlich Bedürfnis, mich in seinem Glanz zu sonnen. Ich habe später so oft darüber nachgedacht, was mich eigentlich damals so in seinem Bann hielt, ohne daß ich es selbst wußte. Es war eben sein moralischer Mut. Ich selbst war ziemlich feige aus lauter Eitelkeit. Kasper war gewiß auch eitel, aber feig war er niemals. Er wußte sich immer in aller Nähe aus der Affäre zu ziehen. Wenn er ausgelacht wurde, und das ist das Schlimmste, was einem Jungen passieren kann, so schlug er gleich drauf los. Ob sein Gegner groß oder klein, stark oder ein Schwächling war, das ließ ihn ganz kalt. Denn, sehen Sie, sein rein physischer Mut, das war einfach etwas Unglaubliches. Es macht einen geradezu schwindelig nur daran zu denken. Wenn er so auf dem Bauch auf dem Mastkorb lag und sich wie ein Kreisel rundum drehte oder sich im Mastkorb auszog, eine Zeitlang auf der Maa balancierte und dann kopfüber in die See sprang.“

Frau Bugge schauderte und Andreas lachte.

„Ja, und das war noch nicht einmal das Schlimmste. Da war noch die Geschichte mit dem Holländer, mit dem wütenden Holländer, die werde ich nie vergessen.“

Wir hatten, Gott weiß wo, einen schwimmvollen holländischen Fluch aufgeschnappt. Ich glaube, er hieß etwa so: „Da Diel de Dovel hooel“ und sollte jedenfalls bedeuten: „Daß dich der Teufel hol“.

Als wir nun eines Tages dazukamen, wie ein halbbetrunkener holländischer Matrose unten bei der Brücke seinen Schiffsjungen prügelte, schrie Kasper ihm direkt ins Gesicht: „Da Diel de Dovel hooel!“ — Der Holländer ließ den Schiffsjungen los und rannte wie wahnsinnig hinter uns her. Wir in Todesangst davon, über den Berg weg und durch irgend ein Birken- gestrüpp. Wir kamen in Gegenden, wo wir noch nie gewesen waren, an Häusern vorbei und durch Kornfelder. Dann fühlte ich, daß ich nicht mehr konnte, daß ich es aufgeben mußte. Ich brüllte vor Angst, denn der rasende Mensch war uns dicht auf den Ferse.

(Fortsetzung folgt.)

Ein deutsches Tagebuch aus dem revolutionären Paris.

Von H. Conrady.

(Schluß.)

Robeue machte gleich am zweiten Tage nach seiner Ankunft Bekanntschaft mit dem revolutionären Papiergelde; die kleinsten Assignaten lauteten damals noch auf 200 Livres. Er wollte bei einem Bankier einen Wechsel von einigen tausend Livres in Geld umsetzen. Da bekam er diese „nicht klingende Münze“ mit dem Bildnis Ludwigs XVI. „Was soll ich damit machen?“, fragte er den Bankier. Dieser antwortete achselzuckend: „Wir haben nichts anderes.“ „Das ist traurig.“ Damit war der Bankier einverstanden und die Sache erledigt. Beim Wechseln verlor Robeue bereits fünf Prozent, und wechseln mußte er doch, weil kleine Ausgaben sich nicht mit Noten von 200 Livres bezahlen lassen. Gelegenheit zum Wechseln war besonders im Palais Royal gegeben, wo zahlreiche Savoyarden sich mit Beuteln voll Silbergeld herumtrieben, womit sie klingelten, gleichzeitig rufend: „Wollen Sie Geld, mein Herr?“ Da konnte man dann, natürlich unter dem Kursverlust, die „Papierlappen“ mit dem königlichen Bildnis loswerden.

Robeue hat den unglücklichen Franzosenkönig nicht nur im Bilde, sondern auch in Person gesehen. Schon vor Weihnachten machte er einen Besuch in den Tuileries, ohne aber die Majestäten zu Gesicht zu bekommen. Der Gang brachte ihm aber doch viel Interessantes. Durch die geräuschvolle Straße St. Honoré kam er auf den Platz Ludwigs XV. und in den Tuileriesgarten, wo er eine Menge Menschen im Sonnenschein gelagert fand. Ihm fiel dabei die folgenreiche Szene vom 12. Juli 1789 ein, wo der Prinz von Lambese hier eine Kavallerieattacke auf die harmlosen Sonntagsspaziergänger ausführte und dadurch den Zugrinn der Pariser erst recht entfesselte. Auf dem Hof der Tuileries fand Robeue eine gemischte Wache von Schweizern und Nationalgarden. Sie standen friedlich nebeneinander, aber es schien Robeue doch, daß die Nationalgardisten und Schweizer sich scheel ansahen. Und da wird er nicht falsch geurteilt haben; die fremden Mietlinge waren außerordentlich verhaßt, was sie ja beim Sturm auf die Tuileries furchtbar haben büßen müssen. Auf der Rückkehr von diesem Ausflug in die Tuileries berührte Robeue auch den Gröbeplatz, wo die Hinrichtungen öffentlich stattfanden. Exekutionen, und zwar vielfach in den grausamsten mittelalterlichen Formen waren unter der Monarchie in Frankreich bekanntlich etwas Alltägliches. Man muß sich diese Tatsache immer gegenwärtig halten, wenn man die Pariser Vorgänge der Revolutionszeit richtig beurteilen will: das Volk war durch die alten Gewalten an Blutvergießen gewöhnt worden. „Unser Vohnlakai,“ sagt Robeue, „sprach so gleichgültig von einer Exekution, wie von den Sprüngen eines Seilkünstlers.“ So drängte sich denn auch viel Volk herzu, um die Wäderung mit anzusehen, die an diesem Tage auf dem Gröbeplatz stattfinden sollte. Robeue aber machte sich eiligst von dannen. Ein paar Tage später, gerade zu Weihnachten, begab er sich wieder nach den Tuileries, um die Majestäten zu sehen, wenn sie nachmittags zur Messe gingen. Er mußte beinahe eine Stunde warten und fand dann, daß es nicht der Mühe wert gewesen, so lange zu lauern. So weit er von republikanischen Ideen entfernt war, so wenig imponierte ihm doch der dicke Franzosenkönig. „Endlich rauschten die Flügelkuren auf. Der König watschelte vor mir vorbei, er sah aus, als wollte er sagen: es wird mir recht teuer! Die Königin segelte vor mir vorüber, denn sie und alle ihre Hofdamen hatten so gewaltige Reifröcke an,

daß man sie in der Ferne für wandelnde Montgolfieren hielt. Sie kamen vom Essen, sie gingen in die Messe, sie gingen zum Spiel, sie setzten sich zur Tafel, sie legten sich schlafen. Ach lieber Gott! welch ein jämmerliches Leben! Der König der Franzosen hat jetzt den ruhigsten und einträglichsten kleinen Dienst in Europa. Sein Gehalt ist 25 Millionen, wofür er jedesmal ja sagt, wenn man ihm ein Dekret zum sanktionieren unterlegt. Auch da läßt er noch oft lange genug auf sich warten.“

Anfang Januar 91 hatte Robeue schon genug von Paris. Er zählt lang und breit auf, was ihm an Paris alles nicht gefallen hat. In der Hauptsache kommt es darauf hinaus, daß er als ein, wie er selbst eingesteht, etwas bequemere Mensch, allerlei vermisst, woran er von zu Hause gewöhnt ist. Er ärgert sich darüber, daß er, gewöhnt, um 6 Uhr aufzustehen, erst um 9 Uhr Kaffee bekommen kann. Die offenen Feuer gefallen ihm nicht, weil sie nicht heizen und seine Augen belästigen. Auf dem steinernen Fußboden seines Hotelzimmers muß er immer in Stiefeln laufen, um sich nicht die Füße zu erkälten. Er möchte auch zu Mittag speisen, nicht nach Pariser Sitte erst zu Abend. Das Essen findet er teuer und schlecht. Die Betten sind hart, wie die Bänke in einer Wachtstube, und er kann darin, wenn er um 10 Uhr zu Bett geht, keine Ruhe finden vor Wagengerassel auf den Straßen, das bis gegen 2 Uhr nachts dauert. Auf den trottoirlosen Straßen von Paris gefällt es ihm erst recht nicht. Sie sind eng und schmutzig. „Man geht zu Fuß, und da wadet man in schwarzem Mote, rennt hier an ein Waschfaß und dort an ein Fischweib, hier an einen Ausrufer und dort an einen Säufsträger, wird bespritzt von hundert Mietwagen, wird angepöft von hundert Wetzlern, wird eingeladen von hundert Freudenbirnen, wird aufgehalten von hundert Savoyarden, die ihm dies und jenes verkaufen wollen.“ Auch zu Wagen ist kein Vorankommen, und schließlich am Ziel, gibt es mit dem Droßkufenstreiter Streit um die Taxe. Dazu kann Robeue die Pariser Luft nicht vertragen. „Wenn auch der Himmel blau und heiter ist, so ruht doch auf der Stadt ein ewiger Nebel, und selten kann man die Gegenstände am anderen Ende der Straße erkennen. Die Bestandteile dieses Nebels sind größtenteils ein beißender Rauch, der vermutlich aus den vielen Karlicchen aufsteigt.“ Robeue hätte erst in eine moderne Fabrikstadt kommen sollen. Schließlich beklagt er sich noch über die vielen Betrügereien. Unter anderem ist ihm ein schöner brauner Hund verkauft worden, der hernach eine ganz andere häßliche Farbe bekam: das Tier war angestrichen gewesen. So faßt Robeue in zwölf Punkten alles zusammen, was er gegen die Großstadt zu sagen hat. Einen Hauptgrund seines Unbehagens hat er offenbar übergangen: sein Mißfallen an dem revolutionären Wind, der in Paris wehte; das ist wohl die Hauptursache gewesen, weshalb er sich am 3. Januar 1791 psöblich entschloß, den Pariser Staub von den Füßen zu schütteln.

Aber er wollte doch nicht gehen, ohne der Nationalversammlung einen Besuch abgestattet zu haben. Er besorgt also zum nämlichen 3. Januar für sich und seinen Reisegefährten Eintrittskarten zur Tribüne der Nationalversammlung. Das kostet Geld; denn es wird mit diesen Billets ein mächtiger Handel getrieben: drei Livres für das Stück muß Robeue bezahlen. Und so geht es nach der Reitschule, wo die Volkvertretung seit der Uebersiedelung nach Paris lagte. Der Weg nach dem Seiteneingang zur Tribüne war nicht sonderlich angenehm, nämlich ganz mit Wasser bedeckt, über das ein paar von den unvermeidlichen Savoyarden Bretter gelegt hatten, wofür sie sich

natürlich bezahlen ließen. „Nun näherten wir uns dem Gebäude selbst, und hoch! die Freiheit könnte uns schon von ferne entgegen, denn wenigstens auf 200 Schritt von der Treppe schlug ein pöbelhaftes Gelächter an mein Ohr. Dieses Gelächter kam aus dem Versammlungssaal. Wir wurden auf eine Galerie geführt, die bereits drei Mann hoch mit Menschen dicht besetzt war, also nicht einmal bequeme Plätze für unsere 6 Livres. Der Saal ist sehr lang und breit, auf beiden Seiten, der Länge nach, erheben sich amphitheatralisch Reihen von Bänken, auf welchen die Mitglieder sitzen; viele gehen aber auch herum, wo sie wollen, oder stehen in dem mittleren Gange, laufen bald hinüber bald herüber, tragen Schreibtische in den Händen und schreiben von Zeit zu Zeit ein paar Worte hinein. Die Debatte war heute sehr lebhaft. Als wir ankamen, stand eben linker Hand ein junger Mann, deklamirte gegen die Geistlichkeit und sprach von einem Priester, der seinem Eide die Einschränkung beigefügt habe: „gemäß dem, was der Herr Bischof von Lydda gesagt hat.“ Darüber entstand ein gewaltiger Lärm, man schrie ohne alle Ordnung untereinander, man schraubte sich, man sagte bons mots (Witzworte) und lachte sich alsdann sehr ungeschicklich aus. Dieses pöbelhafte Lachen, welches sehr oft wiederholt wurde, schien mir der Würde der Versammlung nicht angemessen, und ich gestehe, daß, wenn ich ein Mitglied derselben wäre, mich ihre witzigen Einfälle und ihr Lachen hinausjagen würde, so wie es mich sogar als Zuschauer hinausjagte; denn nachdem man feierlich beschlossen, „die Geistlichkeit solle ohne alle Einschränkung schwören,“ und man nun zu der Untersuchung überging, „wie in Zukunft die Zeugenerhöre abgefaßt werden sollten, so interessierte mich das ja wenig, und ich ging fort.“ Dies Stimmungsbild ist nicht so übel, aber natürlich ganz reaktionär gefärbt. Der gute Robeue muß eine abenteuerliche Vorstellung von einer parlamentarischen Versammlung gehabt haben, wenn er erwartet hatte, daß die französischen Abgeordneten so steif wie die Desfakos dastehen würden. Ihm hätte wahrscheinlich das Marionettentheater des Regensburger Reichstages besser gefallen; der deutsche Reichstag würde jedenfalls ebensowenig seinen Beifall finden, wie die konstituierende Nationalversammlung.

Am Morgen nach diesem Besuch im französischen Parlament reiste Robeue wirklich von Paris ab. Als er die Hauptstadt im Rücken hatte, fiel ihm nach seinen eigenen Worten „ein Stein vom Herzen“. Die Fahrt ging die Ufer der Marne entlang, durch eine lachende, wohlangebaute Landschaft. Die Postkutsche berührte einen Ort, der damals noch unbekannt war, aber nach wenigen Monaten in aller Leute Mund sein sollte, St. Menchoud, dessen Postmeister Drouet im Juni das flüchtige Königspaar erkannte und in Varennes zum Stehen brachte. Nach dreitägiger Fahrt langte Robeue in Metz an, wo er einen lothringischen Mietkutscher annahm, der ein wenig Deutsch redete. So ging es über die Grenze ins Reich hinein. Hier hatte Robeue nun gleich ein Erlebnis, das für ihn, wie für den deutschen Bürgermann jener Tage charakteristisch ist. Der Wagen hielt an einem Wirtshaus im Gebiet eines deutschen Duodezpotentaten, des Fürsten von Leiningen. Hier räsonnierte der französische Kutscher ein bißchen, weil er Chausseegeld hatte bezahlen müssen für eine Chaussee, die noch gar nicht existierte. Man weiß, welch ein Unfug in der guten alten Zeit überhaupt mit den Chausseegeldern in Deutschland getrieben wurde. Der Kutscher hatte also, wie Robeue selbst sagt, nicht Unrecht, wenn er darüber anzügliche Bemerkungen machte. Aber der Sohn des deutschen Wirtes wollte nichts



Bei der Herstellung von Zwirnköpfchen.

auf seinen Landesvater kommen lassen, sondern fing an, auf die französische Nation im allgemeinen, den französischen Kutscher im besonderen weidlich zu schimpfen. Auch der Alte griff bald im gleichen Sinne ein, und die beiden machten Miene, den Franzosen zu verprügeln, weil er seine ehrliche und wohlbegründete Meinung gesagt hatte. Mit Mühe stiftete Kobebue Frieden. Er findet aber gegen das Benehmen dieser deutschen Philister nichts zu erinnern. Sie sind ihm „Leiningsche Patrioten“, dagegen ist der Kutscher „ein armer Teufel, dem auch die Freiheit ein wenig im Kopfe wirbelte“. Keine Spur von einer Ahnung, daß die kleine Szene charakteristisch sein könnte für das deutsche Bürgertum, an dem der große Moment ein kleines Geschlecht sünden sollte. Kobebue war eben selbst ohne jede revolutionäre Ader. Sonst wäre sein Pariser Tagebuch zweifellos viel interessanter ausgefallen. —

23

Heimarbeit.

Von Emanuel Wurm.

„Schaffen! Schaffen! Schaffen!
Sobald der Hausbau wach!
Und Schaffen — Schaffen — Schaffen,
Bis die Sterne glüh'n durchs Dach!“

Mehr als sechs Jahrzehnte sind vergangen,
seit des Engländers Thomas Hood Lied erklang:

„Mit Fingern mager und müd,
Mit Augen schwer und rot,
In schlechten Sadern saß ein Weib,
Nähend fürs liebe Brot.
Stich! Stich! Stich!
Auf sah sie wirr und fremde;
In Hunger und Armut flehentlich —
O, schwing es laut zu den Reichen sich! —
Sang sie das „Lied vom Heinde.“

Nicht zu den Reichen hat es sich aufgeschwungen,
nicht das Mitleid der Satten stift



Modellieren von Tierfiguren.

den Hunger der Ausgebeuteten! Aber zu den Armen hin drang es und dringt es und die Armut selbst ist es, die die Armut befreien muß und wird. „Die Befreiung der Arbeiterklasse kann nur das Werk der Arbeiter selbst sein!“

Und so sind die deutschen Arbeiter auch nicht vor scheinbar unüberwindlichen Schwierigkeiten zurückgeschreckt, sondern haben sich bemüht, die meist schon bis zu ohnmächtiger Verzweiflung ermatteten, in Hunderttausenden von Schlupfwinkeln des Elends zerstreuten Scharen der Heimarbeiter zu organisieren.

Vor zwei Jahren tagte in Berlin der erste Kongress der Heimarbeiter und gerade jetzt vor einem Jahr der zweite, der mit einer in hohem Maße lehrreichen Ausstellung deutscher Heimarbeit verknüpft war.

Wohl kamen zu ihrer Besichtigung auch die Reichen und die Vornehmen, sogar die Höheren und die Höchsten im Lande, und die einen haben gegenzit über so viel Elend und die anderen vielleicht eine Träne im Auge erschimmern lassen — ja die bürgerlichen Zeitungen berichteten gar rührsam von aller-allerhöchsten Sympathien für die Heimarbeiter!



Heimarbeiter der Holzindustrie im Erzgebirge.

Aber geschehen zu ihren Gunsten ist bisher nichts — im Reichsamt des Innern treibt man das alte Spiel, das beim Arbeiterschutz dort so üblich: man will noch Erhebungen machen und nochmals Erhebungen, ob es denn auch wirklich so arg sei mit der Not der Heimarbeiter. Und die Berliner Handelskammer tat gar noch ein übriges, um den schlechten Willen der herrschenden Klassen recht deutlich zu zeigen: sie veranstaltete schlemmigst eine Umfrage über die Zustände bei der Heimarbeit — nur bei den Unternehmern, die sich an ihr bereichern, sowie bei deren Zutreibern, den Zwischenmeistern! Und diese beiden Verbündeten bescheinigten sich gegenseitig, daß sie den Heimarbeitern nichts übles zumuten, Hungerlöhne nicht existieren und es am besten für die Heimarbeiter sei, wenn es so bleibt wie es ist.

Daß das Gegenteil dieser Behauptungen richtig, zeigte die Heimarbeitersammlung, zeigt die Statistik. Das Heer der Heimarbeiter wächst und wächst; so viel auch die Maschine die Handarbeit in den Fabriken verdrängt, sucht das Unternehmertum in immer mehr Gewerben die Heimarbeit einzuführen und zu erweitern. Bei der Berufszählung von 1895 wurden eine halbe Million Heimarbeiter gezählt; in Wirklichkeit

waren es damals schon mehr und jetzt sind es mindestens eine Million. Ergab doch die 1898 vorgenommene Zählung der in der Hausindustrie beschäftigten Kinder bereits die erschreckend hohe Zahl von 306 823! Die Mehrzahl der Heimarbeiter ist weiblich und zu ihnen gehören viele, die bei amtlichen Zählungen aus falschem Stolz verschweigen, daß sie, wenn auch nicht ständig, so doch so viel als möglich Heimarbeit machen. Die größte Zahl Beschäftigter hat die Textilindustrie aufzuweisen, 1895 war es mehr als ein Viertel der Bezählten, ihr folgt das Bekleidungs-gewerbe mit einem weiteren Viertel.

Kleider und Wäsche, Leinwand und Stiefelricken, Messer und Scheren, Zigarren und Zigaretten, Holzschneidereien und Korbschneidereien, Kisten und Schachteln, Kunstblumen und Federn, Bürsten und Pinsel, Schuhe und Porzellanwaren und die bunte vielgestaltige Schar der Spielwaren, der Puppen und Soldaten, der Glasfiguren und Vaukästen, der Tierfiguren und Puppenstuben und all der Herrlichkeiten mehr sind es, die im Elend geschaffen werden.

Wie die ganze Hausindustrie aus der Verelendung entstand! Wo der Bauer verarmte und von Haus und Hof mußte, wo der Handwerker von der emporblühenden Industrie brotlos gemacht wurde, dort, wo die Profitgier des Kapitals den geringsten oder gar keinen Widerstand mehr findet, dort ist der Boden, auf dem mit der Entwicklung des Fabrikwesens und der sie begleitenden Umwälzung der Agrarkultur die moderne Hausindustrie emporwuchs. „Sie hat,“ schrieb Karl Marx in seinem „Kapital“, „mit der altmodischen Hausindustrie, die unabhängiges städtisches Handwerk, selbständige Bauernwirtschaft und vor allem ein Haus der Arbeiterfamilien voraussetzt, nichts gemein als den Namen. Sie ist jetzt verwandelt

in das auswärtige Departement der Fabrik, der Manufaktur oder des Warenmagazins. Neben den Fabrikarbeitern, Manufakturarbeitern und Handwerkern, die das Kapital in großen Massen räumlich konzentriert, bewegt es durch unsichtbare Fäden eine andere Armee in den großen Städten und über das flache Land zerstreuter Hausarbeiter. — Die Ausbreitung wohlfeiler und unreifer Arbeitskräfte wird in der Hausindustrie schamloser als in der Manufaktur und Fabrik, weil die Widerstandsfähigkeit der Arbeiter mit ihrer Zerspaltung abnimmt, eine ganze Reihe räuberischer Parasiten sich zwischen den eigentlichen Arbeitgeber und den Arbeiter drängt, die Hausarbeit überall mit Maschinen- oder wenigstens Manufakturbetrieb in demselben Produktionszweig kämpft, die Armut dem Arbeiter die nötigsten Arbeitsbedingungen, Raum, Licht, Ventilation usw. raubt, die Unregelmäßigkeit der Beschäftigung wächst und endlich in diesen letzten Zufluchtsstätten der durch die große Industrie und Landwirtschaft „überzählig“ Gemachten die Arbeitskonkurrenz notwendig ihr Maximum erreicht.“

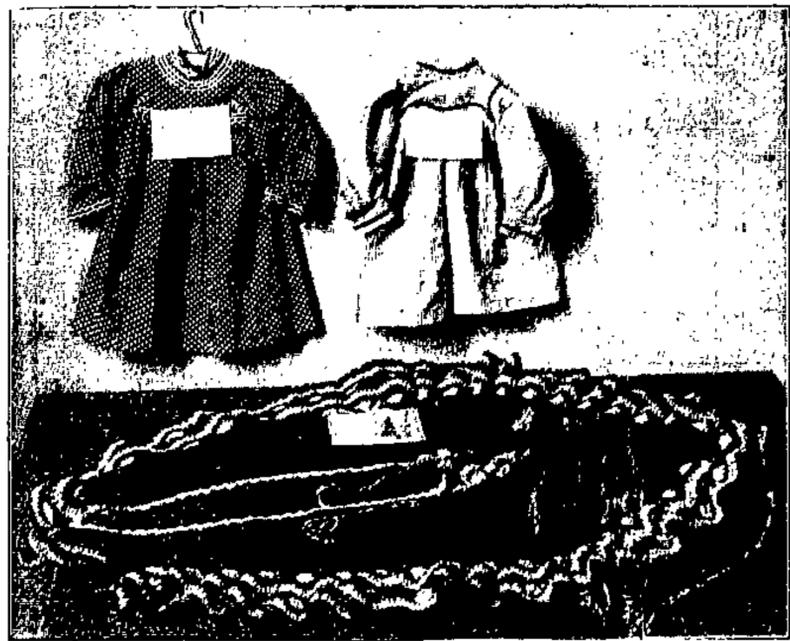
Nicht überall tritt die Hausindustrie in denselben Formen auf; in den abgelegenen Ge-

Birgsdörfern Thüringens und Schlesiens umfaßt, sind nicht nur andere Erwerbszweige, sondern hat auch eine andere Gestaltung als in den Großstädten. Die einfachste Form ist die Einzelarbeit oder die Familienarbeit; früher war sie üblich vor allem bei der Spinnerei und Weberei, jetzt herrscht sie noch bei der Spielwaren- und Instrumentenverfertigung, der Schuhmacherei und der Kleider- und Wäschennäherei. Sobald der Unternehmer, der Verleger genannt, eine größere Anzahl solcher in ihrem eigenen Heim einzeln oder mit ihrer Familie für ihn arbeitenden Personen beschäftigt, wird es für ihn vorteilhafter und bequemer, eine Mittelsperson zwischen zu schieben, einen sogenannten Faktor, Ausgeber, der die Aufträge des Verlegers sowie das zu ihrer Ausführung erforderliche Material unter die einzelnen Heimarbeiter verteilt und die von ihnen angefertigte Ware einsammelt.

Für den modernen Kapitalismus mit seiner rücksichtslosen Ausnutzung der Marktlage war es ein selbstverständlicher Schritt, daß er diesen Faktor aus einem Verteiler zu einem Unternehmer umgestaltete. Von England kam das neue System, von dort brachte es auch seinen Namen mit: das Sweating System, bei dem der Swea-



Berliner Konfektions-Heimarbeiterinnen bei der Arbeit.



Kinderkonfektion und gelackter Kragen, Erzeugnisse Breslauer Heimarbeit (Verdienst pro Stunde 5 bis 7 Pfennige).

ter, der Schwitzmeister, der Zwischenmeister, den Arbeitsraum sowie die erforderlichen Arbeitskräfte beschafft und sie entlohnt, während ihn der Unternehmer für die fertige Arbeit bezahlt und dadurch aller „Plage mit den Arbeitern“ enthoben ist. Beim Zwischenmeister sitzen sie zu 8 bis 10, Männer und Frauen, kein Arbeiterschutzgesetz hindert ihn an deren schrankenlosen Ausbeutung und nur das bischen Kinderzuschub, das seit 1904 endlich besteht, verbietet die Beschäftigung fremder Kinder unter 12 Jahren, der eigenen Kinder unter 10 Jahren. So lange als nur möglich dauert die Arbeitszeit, und bei Strafe der Entlassung müssen die Uebermüdeten noch Arbeit mit nach Hause nehmen — sobald aber die Saison, die Hochflut der Aufträge vorüber, werden die Arbeiter rücksichtslos entlassen.

Das ist überhaupt das charakteristische Kennzeichen der Hausindustrie und der Hauptgrund, weshalb das Unternehmertum so eifrig für deren Weiterbestehen eintritt: obwohl vielfach die Werttatarbeit mit Maschinen und vollkommener Arbeitsteilung weit bessere und billigere Waren liefern würde, ist die Hausindustrie gewinnbringender für den Unternehmer, weil sie ihm ermöglicht, jederzeit die „überflüssigen“ Arbeiter ohne Kündigung zu entlassen. Und

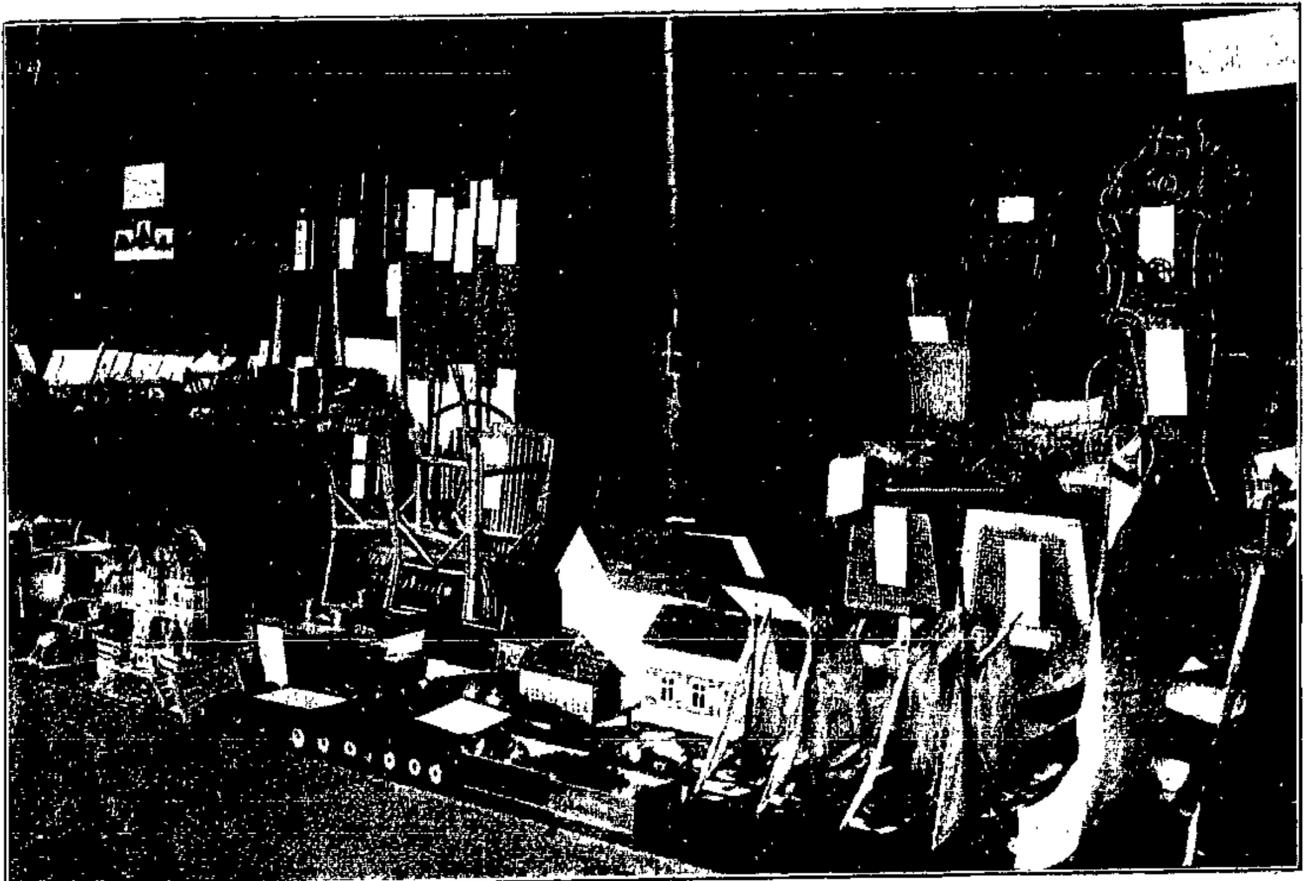
weil die Heimarbeiter nicht wie die Fabrikarbeiter in gemeinsamen großen Werkstuben konzentriert, sondern in tausende und hunderttausende Wohnstuben zerstreut sind, finden sie sich auch so schwer zu einer Organisation zuwammen, fehlt ihnen das Solidaritätsgefühl, läßt sich jeder, nur um einige Pfennige mehr zu verdienen, dazu mißbrauchen, einen anderen zu unterbieten, hoffend, durch größere Aufträge, noch längere Arbeitszeit, noch stärkere Ausspannung namentlich der Kinder, den niedrigen Lohn durch größere Arbeitsleistung weit zu machen und vor allem — beim Zwischenmeister Gnade zu finden, daß er in der arbeitslosen, der schrecklichen Zeit nach der Saison nicht gerade ihn entläßt, sondern den anderen!

Ist die „Saison“ vorüber, dann darf endlich die ermüdete Hand des Heimarbeiters in den Schoß sinken,

dann dürfen die ermüdeten Augen sich schließen, denn nun kommt für sie Frieden, Ruhe — ach, zu viel Ruhe: die Arbeitslosigkeit und mit ihr wieder die Not und die Entwürdigung: das vergebliche Laufen zum Zwischenmeister, dieses Wiltens und Betteln um Arbeit! Daß doch das kümmerliche Einkommen während der Saison oft nicht gelangt, um die Schulden aus der Zeit vorhergegangener Arbeitslosigkeit zu bezahlen!

„Ach Gott, daß Brot so teuer ist
Und so wohlfeil Fleisch und Muhl!“

Ja, die Niedrigkeit der Löhne grenzt an das Unglaubliche. Besonders sind die Spielwaren unter bitterster Not, bei erbärmlichster Entlohnung entstanden. In den schönen Wäldern Thüringens — die freilich nicht den Gemeinden, sondern den Fürsten gehören — liegen Dörfer und Städte, die ausschließlich von der Herstellung der Spielwaren leben — richtiger gesagt: hungern. Der Hauptsitz ist das Meininger Oberland (Sonneberg, Judenbach, Steinach, Heinersdorf) und einige Dörfer im Gotha'schen. In der Stadt Sonneberg sitzen die Exporteure, etwa 80 an der Zahl und ihre Willen



Spielwaren, die am niedrigsten bezahlten Erzeugnisse deutscher Heimarbeit.

sehen im krassen Gegensatz zu den unfähig arbeitsfähigen Wohnungen der Arbeiter. Der Verkaufswert der Jahresproduktion beträgt 21 Mill. Mark, davon geht die Hälfte nach dem Auslande, hauptsächlich nach den Vereinigten Staaten. Von den Exporteuren läßt die eine Hälfte nur in Fabriken durch die Fabrikarbeiter die Spielwaren herstellen — die andere Hälfte, die Verleger, beziehen sie von Hausindustriellen, die sich wiederum in Roharbeiter und Fertigmacher scheiden. Bei den Roharbeitern herrscht eine ausgedehnte Arbeitsteilung. Jedes Dorf fertigt seinen besonderen Artikel; da gibt es Papiermachdrücker, Holzschneider, Maskenarbeiter; sie teilen sich wieder in Kopfsdrücker, Armdrücker, Weindrücker, Gelenkdreher, Maskenaufleger, Maskenmaler, Augenauschnneider, Augeneinsetzer, Frisiermädchen usw. Allen gemeinsam ist die gleiche kümmerliche Bezahlung. Stundenlöhne von 12 bis 18 Pfennige bilden den Durchschnitt, Steigerungen bis zu 35 Pf. die Ausnahme. Ja, der Reinverdienst nach Abzug der Ausgaben für Zutaten sinkt bei mehreren Artikeln bis auf 4 und 5 Pfennig pro Stunde herab.

Da die hergestellte Ware recht rasch trocken soll, werden die mit Menschen und überfrierendem Arbeitsmaterial vollgestopften Stuben sehr warm gehalten und wenig gelüftet; Schlaf-, Koch-, Wohn- und Arbeitsraum — alles in einer einzigen Stube. Kein Wunder, daß da die Schwindsucht reiche Beute hält. Während die Sterblichkeit in Deutschland durchschnittlich 10—12 pro Tausend beträgt, steigt sie im Sonneberger Kreise auf mehr als 19 pro Tausend.

Nicht geringer, vielleicht noch größer ist die Not der Holzschneider im sächsischen Erzgebirge. Der Hauptsitz dieser Spielwarenindustrie sind die Gemeinden Seiffen, Seidelberg, Steinhübel, Einsiedel, Eggendorf und Marienberg. Von dort müssen die Heimarbeiter ihre Erzeugnisse nach Olbernhau und Grünhainichen bringen, wo die Kaufleute ihre Willen haben. In den „Hütteln“ der Arbeiter wohnen in der Regel mehrere kinderreiche Familien eng zusammengepfercht. Der Deutsche Holzarbeiterverband widmete der Heimarbeiterausstellung eine sehr lehrreiche Schrift: „Bilder aus der Heimarbeit in der Holzindustrie“, in der die Photographien der Willen und Hütteln den krassen Gegensatz von Reichtum und Armut illustrieren. Der Schlafraum eines Hüttels, der direkt unter dem Dach liegt, hatte nur 21 Kubikmeter Luftraum für neun in ihm hausende Personen, die in drei eng zusammenstehenden Bettstellen, einem kleineren Kinderbett und einem Korbe schliefen. In jedem „Bett“: ein Strohsack, ein abgenutztes Deckbett und ein aus Leinwand bestehendes Kopfkissen — lagen zwei Personen zusammen; auf den Kopf entfielen 2¼ Kubikmeter Luftraum, der jechste Teil dessen, was die Hygiene erfordert. Mit Recht sagt der Bericht: „Selbst wenn die Ernährung dieser Familien als genügend bezeichnet werden könnte, muß schon die Benutzung solcher Schlafräume die Gesundheit erheblich beeinträchtigen und ansteckenden Krankheiten den besten Boden bereiten.“ Nun sind es aber völlig ungenügend ernährte und durch langes Arbeiten in dumpfen, verpestete Luft enthaltenden Arbeitsräumen entervte und widerstandsfähig gewordene Menschen, die diese elenden Löcher zu Schlafräumen benutzen müssen.“

Die Kinder sämtlicher Heimarbeiter werden in der schulfreien Zeit zur Mitarbeit herangezogen, ja selbst die noch nicht schulpflichtigen Kinder im Alter von 4 bis 6 Jahren müssen schon zum Erwerb beitragen. Die Arbeitszeit dauert im Sommer von früh 4—5 Uhr bis abends 8—9 Uhr, im Winter von 6—7 Uhr

bis 11—12 Uhr; zur Lieferzeitzeit (am Donnerstag oder Freitag), besonders in den Wochen vor Weihnachten, wird fast regelmäßig die Nacht hindurch gearbeitet. Bei den auf der Ausstellung befindlichen Gegenständen war der Durchschnittsverdienst 2 bis 6 Pf. pro Stunde! Bei Familien, welche kleinere Gegenstände, Soldaten usw., anfertigen, geht der erzielte Stundenverdienst noch unter 2 Pf. herab! Fleisch gibt es — wie der Bericht mitteilt — in einzelnen Familien alle Wochen einmal, in anderen alle 14 Tage, in manchen alle 4 Wochen; die Hauptnahrung besteht in Kartoffeln und Leinöl, Sering gilt schon als besondere Abwechslung. Die Not hat die Heimarbeiter verzagt, hoffnungslos und argwöhnisch gemacht; sie sehen in dem Kaufmann ihren Heiner und Ausbeuter, fühlen sich aber ihm gegenüber gänzlich machtlos.

Auch die Heimarbeit in der Drechlerei bringt nichts als Not und Sorge, trotz aller Geschicklichkeit, die namentlich die Thüringer Verfertiger von Zigarrenspitzen und Tabakspfeifen auszeichnet. In Muhlau und in vielen Orten am Kyffhäuser werden aus Meerscham und Holz oft wahre Kunstwerke geschnitten. Auch hier ist der Lohn nur 13 bis 16 Pfennig pro Stunde und sinkt bis auf 10 Pf.

Nicht viel besser geht es den Heimarbeitern von Musikinstrumenten im oberen sächsischen Vogtlande, obwohl sie sehr geschickte Arbeiter sein müssen. Markneukirchen ist der Hauptsitz des Geigenbaues, Klingenthal und seine Umgebung der der Mund- und Ziehharmonikafabrikation. Erst von hier aus wanderte letztere nach Altenburg, Gera, Trossingen usw. Im Sächsischen werden die Geigen nur zusammengesetzt; die Bestandteile zu liefern ist der sächsische Heimarbeiter trotz seiner Bedürfnislosigkeit nicht imstande, der böhmische übertrumpft ihn, zumal er billigere, nicht durch einen Wuchertarif verteuerte Lebensmittel hat. Aus Schönau in Böhmen kommen die Geigenteile, die in den kleinen Betrieben des Vogtlandes zusammengesetzt werden. Stolz nennen sich ihre Inhaber Kleinmeister — sind aber doch nichts als arme Heimarbeiter, die mit ein paar Gehülfen die Waren fertigen stellen und dann dem Exporteur zum Verkauf anbieten, wenn sie nicht überhaupt nur im festen Auftrage für ihn tätig sind. Er ist es, der den Preis der Waren bestimmt, von ihm ist der Geigenbauer abhängig. Auch hier ist die Arbeitszeit unbeschränkt, 70—84 Stunden muß in der Woche gearbeitet werden, wenn 15 Mark, bei den besten Geigen 18 Mark, erzielt werden sollen. Noch ungünstiger liegen die Lohn- und Arbeitsverhältnisse bei den Harmonikamachern; bei ihnen ermöglicht die bis in das kleinste gegliederte Teilarbeit die äußerste Ausnützung der Frauen- und Kinderarbeit. In der Fabrik werden die Einzelteile nur zusammengesetzt und verpackt. Die Abhängigkeit der Arbeiter von den Fabrikanten ist so groß, daß sie sich jegliche Lohnrückerei gefallen lassen und sich nicht zu organisieren wagen; der Lohn ist bis auf 16 Pf. pro Stunde gesunken, manche Griffmacher verdienen gar nur 9 Pf.

Brüder im Elend sind ihnen die Geigenmacher im Dorfe Mittenwald in Bayern, etwa 300 an der Zahl, die bei 13—15stündiger Arbeitszeit manchmal kaum 70 Pf. pro Tag, durchschnittlich 1—1½ Mk. verdienen. Im Sommer sind sie Berg- und Fremdenführer oder Holzfäller, Maurer, Steinlopfer, nur im Winter verfertigen sie, meist nur mit dem aller-einfachsten Handwerkzeug, die Geigen. Daß Holz, das gut getrocknet sein muß, können sie nur vom Verleger kaufen, der gleichzeitig ihr Lieferant für Lack, Spiritus und Lebensmittel ist. Wie enorm der Gewinn ist, den die Verleger erzielen, zeigen folgende Mitteilungen des

Holzarbeiterverbandes: ein besseres Cello bringt 15—20 Mk. Arbeitslohn bei 6 Tagen Arbeitszeit (70—80 Stunden), Verkaufspreis 40—50 Mk. pro Stück, feinste Sorte bis 500 Mk. Zithern: Arbeitslohn 5—6½ Mk., Arbeitszeit 36—40 Stunden, Verkaufspreis 15½—52 Mk. und mehr.

Gleiche Bilder des Notstands liefert die Korbmachereiindustrie im thüringisch-fränkischen Bezirk. In Korbura und in Varnhagen suchen zahlreiche Familien, die im Sommer Landwirtschaft treiben, im Winter mit Strohflechten einen Nebenverdienst; sie machen die Flechten ausschließlich von der Korbmacherei los, den noch ärmeren Heimarbeitern eine schließliche Konkurrenz, so daß Arbeitszeiten von 90, ja sogar 105 und 110 Stunden pro Woche nichts Seltenes sind und der Stundenlohn für Männer 8 bis 12 Pf., der der Frauen nur 3 bis 4 Pf. beträgt.

Ein anderes Bild des Elends wieder am dem sächsischen Erzgebirge. In Schönheide ist der Hauptsitz der deutschen Bürstenindustrie, die einen großen Export nach dem Auslande hat. In großen Fabriken wird den Heimarbeitern das Rohmaterial: Bürstenbrettchen, Vorwender Draht, Windfaden übergeben, zu Hause besorgen sie das Einziehen. Und die Löhne? Für ein Dutzend dreireihige Schmierbürsten werden 5 Pf. bezahlt — eine tüchtige Arbeiterin kann es auf 22 Dutzend pro Tag bringen, also 1,10 Mark täglich, 8—9 Pf. stündlich verdienen.

Auch im badischen Schwarzwald, in Todtnau und Schönau und vielen anderen Orten bestehen neben großen Fabriken zahlreiche hausindustrielle Betriebe, in denen namentlich Heimarbeiterinnen Bürsten herstellen. Während in den Fabriken die Männer 12—18 Mk., die Frauen 6—8 Mk. verdienen, kommen die Heimarbeiterinnen nur auf 4—5 Mk.

Der weitaus größte Teil der Heimarbeiter ist, wie wir schon erwähnten, in der Textildindustrie beschäftigt. Ist doch auch der hungernde Weber der Typus des verelendeten Heimarbeiters seit langer Zeit!

Und noch heute ist die Not entsetzlich, die in jenen Weberbezirken herrscht. Der Durchschnittsverdienst beträgt bei den Leinewebern 5—6 Mk., bei den Baumwollwebern 4—5 Mk. wöchentlich als Ertrag der Arbeit der ganzen Familie, wobei der Mann webt, die Frau spulen muß — 14 bis 16 Stunden täglich! Fast etwa 30 000 Menschen hungern sich so in Schlesien durch, etwa 10 000 mit nur etwas besserem Einkommen leben auf dem Eichengebirge und im bayerischen Frankenwald, insgesamt 100 000 Unglückliche, die meist in abgelegenen Gegenden hausen, wo sie auf Gnade und Ungnade den reichen Verlegern preisgegeben sind.

Urgen Kindererausbeutung herrscht in der Posaamentenindustrie, die namentlich um Annaberg in Sachsen herum ihren Sitz hat. Als nun 1904 das Kinderschutzgesetz verabschiedet wurde, freude Kinder vor dem 12. und eigene vor dem 10. Lebensjahre zu beschäftigen, machten die Posaamentenfabrikanten Annaberg eine Eingabe an den Bundesrat, in der sie forderten, daß die Kinder bereits vom sechsten Lebensjahre ab beschäftigt werden dürften! Dies sei, sagten sie, „auch in gesunderlicher und sittlicher Beziehung nicht zu wünschen, sondern sogar zu empfehlen“. Die Kinder müßten „von Jugend auf an die Arbeit gewöhnt werden, so daß sie später brauchbare Glieder der menschlichen Gesellschaft werden, während solche Kinder, die in ihrer Jugend arbeiten nicht gelernt haben, nicht selten dies später auch nicht lernen“.

Und der Bundesrat? Er hat die Schutzgrenze für die Kinder auf acht Jahre herabgesetzt, damit das liebe Unternehmertum nicht Schaden erleide! (Schluß folgt)

Das hohe Seil.

Novelle von Emanuel v. Bodman.

(Fortsetzung.)

Der Abend war da, wo sie zum erstenmal zusammen austraten. Ah, sie konnte tanzen! Und sie machte sich fast so hübsch wie er in ihrem dunklen Trikot mit der grünen Flitterhose. Und wenn die beiden einander entgegenkamen, sich in die beiden Augen sahen, nach rückwärts gingen und dann wieder einige Schritte aufeinander zu taten, da nahm wohl der blasierteste Künzling seine Zigarette aus dem Mund. Das Publikum klatschte. Miljeppa strahlte. An diesem Abend sah ich, wie seine Frau ihre Hände um seinen Nacken schlang und ihn lange küßte. Feodora stand abseits; sie hatte ihre Hände leicht auf dem Rücken gefaltet und blickte kühl zu Boden.

Kühl war sie die meiste Zeit über und lebte in den Tag hinein und schien mit ihrem Meister das gemeinsame zu haben, daß sie Tag und Nacht gleichmütig über sich ergehen ließ, um erst am Abend, wenn die große Trommel gerührt wurde, mit ihrer ganzen Kraft anzuleben. Da kloß Feuer durch seine Glieder, und sie bekam jenen grünen Glanz unter ihren langen Wimpern, mit dem sie den Tiger beherrscht hatte und den nun auch Miljeppa zu spüren bekam. Und wenn sie einander für gewöhnlich gleichgültig waren — denn Miljeppa hing sehr an seinem Weib — oben auf dem Seil vereinigte die beiden die Trunkenheit des gemeinsamen Tanzes über Leben und Tod. Seine Frau, seine beiden Knaben aber standen da und stauten: so frisch war ihnen der Vater seit langem nicht erschienen.

Und nun kam auch eine Glanzzeit für ihn und für uns. Die neue Kraft, die ihn belebte, steckte auch uns andere an, und wir taten unser möglichstes, um dem ersten Teil des Abends den nötigen Schwung zu verleihen; und wenn wir Benefiz machten, flogen die Baken ziemlich reichlich auch in unsere Schritte. Und da wir alle, Männer und Weiber, im besten Einvernehmen lebten, das nur der Pudel Also erschütterte, wenn er über einen fremden Teller ging, so fehlte uns wenig zum Glück. Miljeppa hatte, was er brauchte: ein Weib fürs Herz, ein anderes für den Tanz; der Jongleur genug Verdienst, im übrigen ging er seiner Wege; die Knaben durften ab und zu in die Schule und kriegten Spielzeug, der Pudel Also mitunter eine Wurst und die freundlichste Behandlung, denn auch er hatte einen neuen Sprung gelernt. Ich selber besah, was für mich wichtig ist: Beifall und Geld; Weiber brauche ich nicht, um glücklich zu sein, obwohl ich viele hätte haben können; ich halte es in der Einsicht mit unserem früheren Hercules, der jetzt beim Zirkus Renz ist, der streifte immer, wenn er auf dies Thema gebracht wurde, den Nermel zurück, ließ seine Viceps spielen und beschließen und sagte dazu: „Meint Ihr, der wäre so ins Kraut geschossen, wenn ich mir den Umgang mit Damen öfter als an den hohen Festtagen erlaubte?“ Kurzum, meine verehrten Herrschaften, es kam eine Zeit, eine Zeit, besonders seitdem wir mit der neuesten Nummer herausrückten: „Die Jagd nach dem Glück, ausgeführt auf dem hohen Seil.“ Es war auch ein famoser Gedanke Miljeppas, jenes berühmte Gemälde in lebende Bilder zu übersehen. Ich sage euch, wenn er voll von Begierde die goldene Papierkugel, die immer einen Schritt vor ihm neben dem Seile herlief, greifen wollte und über Feodora, der knienden und hinfallenden Braut, unbarmherzig hinwegschritt, der Glückskugel nach, und ihr ergriffen nachsah, als er sie nicht zu fassen bekam, weil ich sie nämlich von unten mit satanischem Gelächter an ihrer Schürze herunterzog und sie unter die Leute laufen ließ, daß sie sich um sie bakaten — ja, mir gefiel dieser Anblick bei weitem mehr als das Original im Berliner Panoptikum. Ich

verstehe allerdings nichts von Kunst. Ihr könnt euch denken, wie diese Nummer wirkte, zu manchem Mittagessen tranken wir Wein statt Wasser.

Aber Miljeppa gab sich nicht zufrieden. An einem sonnigen Herbstnachmittag, während Feodora seiner Frau in einem Bad, neben dem unsere Wagen standen, Geschirr abwaschen half, sagte er zu mir: „Siehst Du, wenn die Meise so tanzen könnte wie die dort und ich überhaupt ein Weib hätte, das tanzt, dann wär' ich ein glücklicher Mann.“

„Du darfst Dich nicht beklagen,“ gab ich zur Antwort; „Du hast eine Frau, wie Du sie weit haben gehen kannst, und hast jetzt, was Du Dir immer wünschtest: eine Genossin auf dem Seil. Und es geht Dir so gut, wie es Dir nie gegangen ist. Hatts Maul und sei froh!“

Er hielt es nicht und meinte, schön wär's doch, wenn ihm eine das alles sein könnte, beruhigte sich aber wieder. Wir legten uns ins Gras, das sich noch warm anfühlte, und blickten nach dem blauen Dammus hinüber, wir befanden uns nämlich zu Frankfurt auf einer grünen Vorstadtwiese. Und wie wir so in die düstige Ferne blickten und in der Stadt die Stuppeln glänzten, überkam es ihn, und er sagte: „Sieh, gerade so schimmern die Berge in meiner Heimat. Jetzt sind es bald zwanzig Jahre her, daß ich nicht mehr dort war. Auf, fahren wir einmal nach Adolfszell und zeigen wir den Landsleuten, was wir leisten!“ Und am anderen Morgen legten wir die Stangen zusammen, hängten die Schlösser an die beiden Wagen und brachten sie nach dem Bahnhof. Der Pudel Also, der in dem einen allein Wache hielt, bestellte, wie er immer tat, noch einmal zum Fenster hinaus, und dann rollte der Zug in die Heimat Miljeppas.

Nun ist es bald eine Woche her, daß wir in diesem Städtchen das Seil gespannt haben. . . Wir schnürt es die Stehle zu, wenn ich daran zurückdenke, wie schön der Anfang war. Ein Abend fast wie im Frühling. Herzengerade flog der Rauch unserer Fackeln in den Nachthimmel. Wir rissen uns alle zusammen, wir wußten, jetzt geht's um die Ehre. Und was hatte Miljeppa für eine Freude, als er sah, wie seine Landsleute den Hals reckten und Beifall spendeten. Als er herunterstieg, sagte er: „Daß mir keines das Maul aufstut, wer ich bin, ich gebe mich erst nach unserer Schlussvorstellung zu erkennen. Dann besuche ich auch die zwei alten Tanten, die von meiner Familie noch am Leben geblieben sind, und mach' ihnen die Zähne lang. Wir schicken ihnen das nächste Mal ein Bäckchen mit dem Zettel extra ins Haus.“ Und am anderen Tag, als er mit mir und seiner Frau, die er an der Hand hielt, im Wald herumspenderte, wo er in seiner Jugend Vögel gefangen und Nize gesucht hatte, sagte er, so wohl sei ihm seit langem nicht gewesen. Sie sah ihn an und nickte. Nachher saßen wir auch in der „Krone“, da ging es lustig zu.

Noch lustiger wurde es am Abend nach der zweiten Vorstellung, die noch mehr besucht worden war; nur kam mir Miljeppa seltsam lustig vor! Er setzte sich mit einer Sattheit, die man gar nicht an ihm gewohnt war, zwischen seine Frau und mich und klopfte fortwährend auf den Tisch. Ihm gegenüber saß Feodora, und der Jongleur erzählte den Ruben schauerliche Geschichten aus seiner Jugend. Mitten auf dem Tisch standen zwei Weinflaschen — was bei uns noch nie vorgekommen war —, und der Pudel Also, der an diesem Abend nicht fehlen durfte, verzehrte zu unseren Füßen einige Kotelettknochen. So schien sich alles aufs beste

zu entwickeln. „Glaubt Ihr,“ begann Miljeppa, indem er sein Glas hob, „wir sitzen so gemütlich beisammen, wenn sie schon wüßten, wer ich bin? Das gäbe ein Drängen, eine Kengier und wer weiß, einen Meid; wir wollen uns das auf morgen aufsparen.“ Er stieß mit uns an, und so haben unsere Gläser noch nie zusammengeklungen, hatten wir doch alle einen Stolz, daß einer der unterigen dabei die Wirkung machte, was doch wenigen beschieden ist. Besonders gefiel auch den anderen Gästen im Lokal das Wesen seiner Frau, die still neben ihm saß, wie ein Stück von ihm, und die Augen gar nicht spielen ließ. Er merkte es und sah sie wohlgefällig an.

„Ja, Kinder, heut sind wir glücklich,“ sagte er und hob sein Glas und unterließ es auch nicht, fest mit Feodora anzustoßen, die ihren grünen Glanz auf ihn ruhen ließ. „Das ist aber auch ein prachtvolles Weib,“ rief er, „ich kann Euch gar nicht sagen, was für ein Zauber von ihr auf mich übergeht, wenn wir auf dem Seile stehen.“

„Wir wissen es wohl,“ sagte seine Frau, „und danken ihr vieles.“ Sie stieß mit Feodora an und wir anderen auch: sie nahm es nach ihrer Art selbstverständlich auf, was mir an diesem Abend weniger gefiel, so sehr wir sonst wegen ihrer Kunst an ihr hingen. Sie erwiderte auch die Wäde, mit denen Miljeppa sie heute unangekündet verfolgte, mit einer Ruhe, die mir etwas schmil vorant. Nun, seine Frau dachte jedenfalls: heute ist ein Festtag für ihn, und drückte ein Auge zu. Aber sie mußte beide doch weit aufreißen, als sich ihr Mann, nachdem sich die anderen Gäste wieder verzogen hatten, zu Feodora hinüberneigte, mit der flachen Hand vor sich hinjädelte und sagte: „Ich möchte doch wissen, weshalb immer ein Tisch zwischen uns ist!“ Ich hörte ihn heimlich in die Zette und flüsterte ihm zu, das sei gerade das Seine. Er reagierte aber nicht, sondern sah bloß sein Gegenüber an und wartete auf Antwort. Still kam es von ihren Lippen: „Ich auch nicht.“

Ich hatte gehört, was die Glocke geschlagen, und trank laut dem Jongleur unten zu. Es mußte nicht viel, die anderen schienen es auch gehört zu haben, und er wollte wohl auch kein Geheimnis vor seiner Frau daraus machen. Auf dem Heimweg sagte er zu ihr, so daß ich, der hinter ihnen ging, es vernahm: „Ich hab sie doch auch gern, heut ist der beste Tag in meinem Leben, er wäre nicht voll, wenn ich nicht auch mit ihr ginge. Soll ich sie denn immer bloß auf dem Seil oben haben und nicht einmal hier auf fester Erde?“ Und bat fast zärtlich. „Das mußt Du mit Dir abmachen,“ erwiderte sie; mehr konnte ich nicht aufschneiden, da mir gerade der Wind in die Ohren wehte. Aber nachher, als wir im Wagen waren und Licht anstakten, fehlten auf einmal Miljeppa und Feodora.

„Ihr müßt es Euch nicht so zu Herzen gehen lassen,“ sagte ich zu Frau Miljeppa, die auf dem Kanapee saß und vor sich hinstarrte.

„Ich sage gar nichts,“ antwortete sie. Da näherte sich ihr der Jongleur, der auf diesem Moment gewartet hatte, um sie zu trösten, und sie mußte einen Schwall von zärtlichen Redensarten über sich ergehen lassen, ehe sie Raum fürs eigene Wort fand. Nachdem sie ihn abgefertigt und er sich betrübt in den anderen Wagen zurückgezogen hatte, konnte sie sich nun nicht mehr halten, in einem fort schluchzte sie in sich hinein. Und sie weinte in dieser Nacht noch lange in ihr Kissen, was mir gar nicht behagte, denn erstens war ich müde und wollte schlafen und zweitens tat sie mir leid.

(Schluß folgt)



Vierzeiler.

Künstler zeigt nur den Augen
Farbenfülle, reines Mundl
Was den Seelen möge taugen,
Seid gesund und wirkt gesund.

Fassst du die Muse nur beim Bissel,
Gast du wenig nur getan;
Geist und Kunst auf ihrem höchsten Gipfel
Nutzen alle Menschen an.

Goethe.

Der Gummidruck.

Der Gummidruck nimmt in der Entwicklung der künstlerischen Photographie einen besonderen Platz ein. Er stellt den Versuch dar, über das rein-mechanische der photographischen Technik hinauszutreten. Diejenigen unter den neuen Photographen, die nach ganz persönlicher Aussprache, nach künstlerischer Betonung streben, griffen gern zu der neuen Technik, die etwa seit 1895 durch einige Arbeiten des Franzosen Robert Demachy in London auf der Ausstellung eines photographischen Klubs bekannt wurde. Die Annäherung an die Kunst, eben an die Radierkunst, wurde durch diese Arbeiten auffällig. Man sah Werke vor sich, die mit guten Radierungen bekannter Meister konkurrieren konnten. Dies nicht durch eine unehrliche Vortäuschung der Mittel, durch eine zwecklose Nachäffung des Effekts, sondern allein durch den zweckmäßigen Ausbau der eigenen Technik, der eine Erweiterung der bisherigen Möglichkeiten darstellt. Man unterscheidet beim Gummidruck zwei Verfahren, den einfachen und den kombinierten Gummidruck. Die aus Gummi und Chromlösung bestehende, mit Tubenfarben versetzte Mischung wird auf ein rauhes Papier gestrichen. Solange die Mischung naß ist, ist sie lichtempfindlich. Das Auftragen kann also bei Tageslicht geschehen. Trocknen muß das Papier im Dunkeln. Nachdem die Belichtung unter dem negativen Bilde erfolgt ist, beginnt die Entwicklung des positiven Bildes. Das Chromsalz wird ausgewaschen, dann bleibt das Papier solange mit der Schichtseite nach unten liegen, bis das Bild zu sehen ist, danach wird es noch der Behandlung mit Wasserbräuse und Pinsel unterworfen. Man läßt das Bild trocknen, das man, falls nachher noch eine Veränderung nötig erscheint, wieder aufweichen muß. Das ist der einfache Gummidruck, der deshalb unsicher ist, weil die Belichtungszeit schwer festzustellen ist, sich je nach dem Zustand von Gummi und Farbe ändert. Auch sind die fertigen Bilder in den Gegenständen von dunkel und hell oft zu grell kontrastierend.

Diese Nachteile sucht der kombinierte Gummidruck zu vermeiden. Es werden mehrere Schichten angefertigt. Erst eine, die einen hellen Ton erhält, dadurch werden dem Bilde die hellen Töne gegeben. Nachdem das Bild getrocknet, wird eine zweite Schicht, die mehr Farbe enthält als die erste, darüber gestrichen, die gibt die Mittelöne, die dritte Schicht enthält nur die dunklen Partien. Man kann die Zahl dieser Schichten beliebig vermehren, um so feiner werden die Uebergänge. Andernseits ist dem eine Grenze gesetzt, da die Wirkung bei zu vielen Schichten kleinlich wird. Es hat sich herausgestellt, daß zwei bis drei Schichten am ehesten den Erfordernissen gerecht werden.

Die Erfindung des Gummidrucks geht auf das Jahr 1855 zurück; Poitevin entdeckte, daß Chrom und Gummi vermengt und getrocknet, durch Belichtung unlöslich werden. Bald darauf vervollkommnete ein anderer Franzose, Pouaey, desgleichen 1894 Artigue die Technik. Der erste, der Gummidrucke künstlerisch anfertigte, war Robert Demachy in Paris. Jeder Gummidruck ist eine Originalarbeit und nicht mechanisch herzustellen.

Ist nun auch die Farbewahl eine ziemlich unbeschränkte, so stellt sich doch bei näherer Beschäftigung mit der Technik heraus, daß eigentlich nur eine beschränkte Zahl wirkt. Man muß darauf achten, daß der Grundton schwärzlich ist, er kann in Nuancen eine andere Tönung bekommen, aber im ganzen muß man diese Farbe als Grund annehmen. Gelblich, rötlich, grünlich, bräunlich kann hier variiert werden. Der Gegenständlichkeit wegen empfiehlt es sich, die Luft in einem besonderen Ton zu drucken, dann innerhalb der Gegenstände die Farben zu verteilen, die eine für die hellen Töne, die andere für die dunklen Partien zu verwenden. Es erklärt sich aus dieser Angabe, daß Gummidrucke leicht monoton wirken, düster und schwer, und es bedarf der ganzen Kunst des Technikers, diese Schwere zu überwinden, so daß die hellen, hellen Bilder dieser Technik besonders hoch zu werten sind. Hier spielt die Wahl der Papierfarbe schon mit eine Rolle, doch ist diese Wirkung schwer kontrollierbar, da die Entwicklung das Papier verändert und oft deckt, wie überhaupt manche plötzlich eintretenden, nicht vorauszu sehenden Zufälligkeiten in der chemischen Veränderung der

Entwicklungsfaktoren eine große Rolle spielen. Es kommt darauf an, daß der Künstler hier sich eine langwierige Erfahrung erwirbt, die ihn in Stand setzt, solcher Wirkungen Herr zu werden. Es ergibt sich da z. B. aus der Erfahrung eine bestimmte Scala gut wirkender Töne, während andere, z. B. die ausgesprochenen Farben, nicht ratsam sind, andererseits auch nur einfarbige Gummidrucke auf getöntem Papier nicht wirken. — t. r.

Cameen. Noch vor etwa zwanzig Jahren gehörte die Camee in gewissen Gesellschaftskreisen zu den unerlässlichen Bestandteilen eines gut assortierten Schmuckkastens und es kommt vielleicht wieder eine Zeit, in der diese zum Teil wirklich künstlerisch wertvollen Dinge nochmals zu Ehren gebracht werden. Wenn sie auch heute als Schmuckgegenstände ihre Bedeutung verloren haben, so sind sie doch als Kunstschätze dem Kenner und Liebhaber immer gleich wertvoll geblieben. So mag es auch nicht uninteressant sein, zu vernehmen, was Mr. Davenport in seinem Vortrag in der Society of Arts über diesen Gegenstand sagte. Der Vortrag selber wurde in der neuesten Publikation der Smithsonian-Institution veröffentlicht.

Die Bedeutung des Wortes „Camee“ ist bis heute noch nicht erklärt, aber der Begriff Camee ist für kleine Basreliefs, die auf ein durch Härte, Seltenheit oder Schönheit kostbares Material geschnitten werden, allgemein als terminus technicus angenommen. Bei dem Intaglio oder der Gemme dagegen wird die Zeichnung oder Verzierung in das Massiv eingraviert. In frühesten Zeiten sind die bekannten Scarabäen als Cameen anzuspüren und bei diesen ist sehr oft Cameen- und Intagliotechnik gemeinsam vertreten. Ferner traf man vielfach auf Cameen bei alten griechischen, sogar mykenischen und etruskischen Funden, wo sie meistens als Siegel verwendet wurden. Glas-Cameen, sowie auch runde oder ovale Tonplättchen mit vergoldeten Reliefs datieren noch weit in die vorchristliche Zeit Roms zurück. Während die älteren ägyptischen Scarabäen meistens aus weichem Stein, Schenit, Serpentin usw., der sich mit hartem Meißel behandeln ließ, geschnitten wurden, haben spätere Perioden dann mit Diamant den härteren Amethyst, Obsidian usw. zu schnitzen verstanden. Am häufigsten sind aber Scarabäen aus geschmolzenem Glas, die dann meistens einen grünlichen oder bläulichen Ton aufweisen.

Angefahr im 3. Jahrhundert v. Chr. wurde Onyx das Elitematerial für Cameen, neben dem auch der verwandte Sardonyx und Achat auftraten. Namhafte Künstler versuchten sich nun in dieser Technik und Cameen waren damals auch wieder hochgeschätzte Modeartikel, während der Siegelring weniger mehr verwendet wurde. Der Onyx, eine Abarit des gestreiften Chalzedons, eignete sich durch seine mannigfache Färbung ganz besonders zu künstlerischer Verarbeitung. Wie bei dem bekannteren Achat wechseln im Onyx bunte, und zwar weiße, schwarze, dunkelbraune oder fast rote, scharf begrenzte gerade oder konzentrische Streifen miteinander ab. Gewöhnlich nun benützt der Künstler die dunkleren Lager des Steines als Hintergrund, von dem sich die aus den helleren Schichten geschnittenen Figuren abheben. Wundervolle Arbeiten, wie das sogenannte mantuanische Gefäß in Braunschweig, die „Tazza Farnese“ in Neapel, der Augustus Strozzi im britischen Museum beweisen, daß die Cameentechnik bis in die Region der „hohen“ Kunst hinaufreicht. In Oberstein, Oldenburg, befindet sich eine große Onyxindustrie. Früher fand man den Stein in der Umgebung häufig, heute, da er seltener geworden, verarbeitet man dort vorwiegend Steine, die aus Indien, Brasilien, Ägypten geschickt werden; sind die Steine behauen und geschliffen, so gehen sie wieder in das Ursprungsland zurück, wo sie dann geschnitten werden. Schon die Alten verstanden es, die Farben in den Steinen beliebig zu modifizieren und die neuere Technik ist darin noch viel weiter gegangen. Man vermag heute auch die Steine so zu tönen, daß sie antiken Stücken täuschend ähnlich sehen. Rot erreicht man durch Behandlung mit salpetersaurem Eisenoxydul, schwarz durch Del, Honig oder Zucker, grün durch Nickelnitrat und dergleichen mehr.

Davenport teilt die Cameen in drei Gruppen ein; zur ersten zählt er die Porträts oder andere figurliche Darstellungen auf kleineren, flachen Steinen; zur zweiten Gefäße und Schalen aus größeren Onyxstücken oder aus weißem oder blauem Glas, das in Cameentechnik behandelt wurde; zur dritten die Cameen aus der Renaissance. Den Höhepunkt erreichte die griechische Cameenschnitzkunst in der ptolomäischen Periode, und auch die wertvollsten Cameen der römischen Zeit stammen aus griechischen Händen. Ein Beweis dafür, wie sehr die Superiorität der Griechen immer anerkannt wurde, liegt

darin, daß die Renaissancekünstler auf ihre Cameen den eigenen Namen in griechischen Lettern brachten. Die Cameenkunst begleitete das Steigen und Sinken der römischen Kultur; einzelne Kaiser vor allem Augustus, waren auch noch vortreffliche Modelle für die Schnitzer. Whang dagegen hat nie besonders hervorgetan, dort war die Behandlung des Blauschists eine Art Spezialität, der meiste zur Darstellung der Kreuzabnahme oder ähnlicher düsterer Geschehnisse verwendet wurde. Interessant ist, wie sich das Christentum in den Cameen dokumentiert, wie Herkules zu David wird, Persens zu Gorgo zu David und Goliath, Venus und Leda die Jungfrau Maria verwandelt werden und Medusa die Schlangen weggenommen werden, daß sie als heilige Veronika in die Welt ziehen konnte.

Das Porträt war immer das Lieblingsobjekt der Camee und es müssen ungeheure Mengen derartigen Stücke vorhanden gewesen sein. Es sind davon auch noch mehr erhalten als von den Vasen und Schalen, obgleich berichtet wird, daß Pompejus allein deren 2000 Stück aus Ägypten gebracht habe. Einzelne berühmte Stücke, die in den Museen aufbewahrt werden, die „Schale von St. Denis“ in Paris, die „Tazza Farnese“ in Neapel, die „Vase von Martin“ in St. Maurice (Rhonetal), die von Baron Rothschild dem britischen Museum geschenkte alte und noch einzelne ganz und teilweise erhaltenen Stücke werden der besten Zeit zugeschrieben. Gleichfalls außerordentlich wertvoll sind die Glasvasen, die „Portland Vase“ im britischen Museum, die „Vase des Vendanges“ in Neapel usw., bei denen erst dunklere Glasmasse die Form hergestellt wurde, worauf dann das Gefäß in weißes flüssiges Glas getaucht wurde, bis es von der heißen Masse ganz bedeckt war. Hierauf erst schnitzte man, wie bei der eigentlichen Camee, die Figuren aus. Nach einem langen Tief- und Stillstand erhob sich die Cameenkunst wieder zur Zeit der Renaissance, besonders unter Papst Paul II. Von ihm erzählt die Tradition, er sei „erfroren“, weil er so viele Edelsteine an seinen Händen getragen habe. Ein Teil seiner Schätze ging später an Lorenzo il Magnifico über, der öfter seinen Namen noch eingravieren ließ, und sie befinden sich jetzt zerstreut in den Museen von Neapel, Florenz und Paris.

Die Cameen aus der Zeit der Renaissance zeichnen sich durch ihre Technik und hervorragende Fassung aus. So wird die Fassung von zwei in Paris befindlichen Cameengravaturen Benvenuto Cellini zugeschrieben. Aber obgleich das allgemeine Niveau der Cameenschnitzerei sehr hoch stand, sind doch keine besonders hervorragenden Stücke bekannt, da es sich ja im wesentlichen nur um die Wiederbelebung einer alten Kunst handelte, an deren gegebenem Stil ein weiterer Ausbau überhinaus nicht möglich war. Natürlich wurden alte wertvolle Stücke unendlich oft nachgeahmt, aber doch finden sich in dieser Technik nicht so viele Imitationen, wie beim Intaglio.

Seit dem sechzehnten Jahrhundert hat man vielfach Muscheln für kleinere Cameen verwendet. Da die Muscheln weicher sind als der Onyx, verlangten sie auch eine etwas andere Technik, die sich mehr der Holzschnitt-Technik nähert. Elizabeth von England ließ ihr Bildnis öfter als Camee schneiden und ihr Leibkünstler war ein gewisser Julien de Fontenay, genannt „Colodore“. Im achtzehnten Jahrhundert war Flavio Sirletti als Cameenschnitzer berühmt, er sowie Johann Böhler, versuchten die Cameen in der Technik der Alten, d. h. mit der Diamantspitze allein zu bearbeiten. Ein großer Teil der sogenannten graeco-romanischen Cameen mag von dem Münzberger Joseph Lorenz Matter stammen, der nicht nur ein geschickter Imitator, sondern auch ein wirklicher Kenner der Cameen war. Er setzte u. a. einen Katalog der Malborough-Sammlung auf und schrieb verschiedene gelehrte Abhandlungen zur Sache. Der Pompadour lernte von Jacques Guay Cameen schneiden; der Künstler, der nicht einmal seinen Namen selber schreiben konnte, hat auch die Porträts von Ludwig XVI. und von Marie Antoinette als Camee geschnitten. Aus dem neunzehnten Jahrhundert ist nur noch Benedetto Pistrucci zu nennen, der von Rom nach London überfiedelte und erster Graveur an der königlichen Münze wurde. Man kann heute noch auf einzelnen kursierenden Münzen seinen schönen heiligen Georg mit dem Drachen finden. In seiner Selbstbiographie erzählt er, daß er einen von ihm gefertigten Kopf der Flora als Antike an einen berühmten Kenner verkauft habe. Dieser aber bestritt die Wahrheit der Geschichte und hält sich heute noch für den glücklichen Besitzer eines kostbaren alten Stückes. — 1x.

Nachdruck des Inhalts verboten!